

# Wie man besser nicht sprechen sollte

**Ist man im Umgang mit Medien nicht geübt, tappt man schnell in einige Kommunikationsfallen. Experte Marcus Knill analysiert sie anhand eines aktuellen Beispiels.**

VON **MARCUS KNILL**

**SCHAFFHAUSEN** Wer vor Mikrofon und Kamera auftritt, muss seine Marotten kennen und sofort korrigieren. Hofnarren hatten früher Königen den Spiegel hinzuhalten, damit diese ihr Fehlverhalten erkennen konnten. Heute übernimmt diese Funktion in der Regel ein Berater oder eine Vertrauensperson. Störungen gilt es aufzudecken und offen beim Namen zu nennen. Hilfreich sind heute beim Coaching Ton- oder Bildspiegel (Recorder), doch leider werden diese Feedbackinstrumente viel zu wenig genutzt.

Bei meinen Analysen stelle ich immer wieder fest, dass sich viele Politiker gar nicht bewusst sind, wie gut sie sind oder welche Marotten sie sich angeeignet haben. Niemand ist dagegen gefeit. Wer seine blinden Flecken nicht erkennt, festigt seine Störfelder in der Kommunikationslandschaft.

Es ist in der Praxis einfach, störende Angewohnheiten rasch zu beseitigen. Was viele nicht wissen: Mediengerechtes Sprechen ist recht schnell zu erlernen. Je früher man sich seiner Defizite bewusst wird, desto einfacher und schneller ist die Korrektur, also die Verbesserung, möglich.

Im «Club» des Schweizer Fernsehens zum Thema «Meine Schweiz nach den Wahlen» unter der Leitung von Thomy Scherrer fiel mir der Germanistikstudent Donat Kaufmann als sonderbarer «Irgendwie»-Rhetoriker auf. Es war offensichtlich, dass der erfolgreiche Initiant der Aktion «Mir langets» wohl keinen Hofnarren hat. Es liegt nicht an der Intelligenz, wenn jemand sich nicht mediengerecht, das heisst einfach und verständlich, ausdrücken kann.

Kaufmann startete eine Crowdfunding-Kampagne, um auf der Titel-



Donat Kaufmann, Initiant von «Mir langets» (2. v. l.), zusammen mit Jonas Fricker (Nationalrat Grüne/AG), Gülsha Adilji (Moderatorin bei Joiz), Moderator Thomy Scherrer, Nina Haas (Präsidentin Junge BDP/AG) und Lukas Reimann (Nationalrat SVP/SG) (von links nach rechts) in der Talkrunde der SRF-Sendung «Club».

Bild Screenshot SRF

seite von «20 Minuten» zu inserieren. Die Idee: Er wollte genug Leute finden, die bis zum 14. Oktober fünf Franken spendeten, sodass 138000 Franken zusammenkämen, mit denen die Seite belegt werden konnte. «Aufmerksamkeit kann man kaufen – unsere Stimmen nicht», sollte es darauf heissen, und die Namen aller Unterstützer sollten gedruckt werden. Die Aktion, die als Protest gegen ein Inserat der SVP gedacht war, gelang. Die Ernüchterung nach den Wahlen war aber trotzdem da.

Wenn Sie die folgende Zitate lesen, werden Sie erkennen, dass ein intelligenter Germanistikstudent sich wohl gar nicht bewusst ist, wie sehr er sich mit der «Irgendwie»-Marotte abwertet. Schade! Hier ein paar Sequenzen seiner Aussagen:

Am Anfang wird Donat Kaufmann vom Moderator nach seiner Befindlichkeit befragt – zwei Tag nach der Wahl. **Donat Kaufmann:** Also – grundsätzlich geht es mir gut. Es sind natürlich wie zwei Sachen dort – zwei Gefühle mit dabei nach dieser Wahl. Das eine ist ein wenig eine Ernüchterung irgendwie, weil das Wahlergebnis irgendwie nicht

dem entspricht, mit dem, wie ich es mir irgendwie erhofft hatte. Und gleichzeitig ist es auch so – äh – ob der Aufruf mich selbst bestärkt hat – irgendwie.

Später dann: **Kaufmann:** Ich bin davon überzeugt – will aber bei einem anderen Punkt von vorhin anknüpfen, wo es um die Studie gegangen ist – um die Nachfrage – ähm – bei den Neuwählern irgendwie – äh – zu dieser Partei gegangen ist. 30 Prozent der Neuwähler gingen zur SVP. Aber eben – wenn man hinschaut – äh – wie viele – also es ist irgendwie eine Auflistung gewesen, woher dass die Wähler dann irgendwie kommen. Es ist dann bekannt geworden, dass sie eher aus den unteren Bildungsschichten kommen. Es hat viele Leute dabei, die eigentlich politisch nicht so interessiert sind, und dann fragt man sich schon, ob es wirklich so ist – ob es irgendwie keinen Einfluss hat, wenn man eben so eine Werbekampagne macht, welche eigentlich nicht so politisch ist.

Eine Nachfrage von Moderator Thomy Scherrer:

*Sie haben es geschafft, über 130 000 Franken zu sammeln und konnten so die Frontseite von «20 Minuten» kaufen. Die SVP hatte das ein paar Tage vorher auch gemacht. Sie haben dies als Aktion gegen die Wahlkampfmethode mit dem Slogan «Aufmerksamkeit kann man kaufen – unsere Stimmen nicht» gesehen. Warum haben Sie diese Aktion gemacht?*

**Kaufmann:** Ah, eben, es ist so – die Idee kam zuerst aus dem Bauch heraus.

*Spontan?*

**Kaufmann:** Ja, genau. Also, die Seite der SVP ist erschienen, am 15. September. Dann – ich glaube am 15./16. – ist dann irgendwie die Aktion gestartet. Für mich hat – äh – hat – ist so wie – äh – das das Fass zum Überlaufen gebracht. Ich habe – ich habe schon den Clip – habe ich irgendwie Grenzwerte gefunden, weil ich gefunden habe: Es hat eigentlich nicht mit der Sache zu tun. Man stellt sich irgendwie in ein gewisses Licht, wo ich finde: Es entspricht nicht der Partei. Dann kommt noch dazu: Man weiss nicht, wie das eigentlich finanziert ist. Eben – ich kann es ir-

gendwie nicht anders lesen, als der Versuch, Wähler irgendwie zu kaufen oder abzuschöpfen.

**Zur Analyse**

Es ist nicht nur die Sprachmarotte «irgendwie», die enorm stört. Kaufmann benützt auch sehr viele Worte, die ich zu den «Weichspülern» zähle, wie «eigentlich» (fünfmal), «eben», «also» oder «ein wenig». Die zahlreichen «Irgendwie» sind übrigens auch Abschwächungen.

Ferner fallen die vielen Satzbrüche auf, die das Verstehen erschweren und den Sprechfluss stören. Ein Gedanke – mündlich geäussert – sollte nach 9 bis 16 Worten abgeschlossen sein. Durch die Brüche, Einschübe, Wortwiederholungen und Satzüberlängen kommt es zu einem falschen rhythmischen Akzent. Auch die Pausentechnik stimmt bei Kaufmann nicht. Statt der wichtigen Sprechpausen hören wir vielfach die Füller «Äh».

Abschwächungen und Weichspüler sind in der Alltagsrhetorik recht stark verbreitet. Bei Medienaussagen müssen wir lernen, Aussagen direkt auf den Punkt zu bringen. Ein Chefredaktor hat mir jüngst seine wichtigste Erkenntnis bei der Weiterbildung von Journalisten verraten:

- ▶ Kürze heisst kürzen;
- ▶ Ein Gedanke = ein Satz;
- ▶ Konkret statt abstrakt sprechen.

Natürlich handelt es sich bei diesem Fall um einen recht unsicheren Gesprächsteilnehmer, der weder sich noch seiner Sache sicher zu sein scheint. Doch gerade deshalb zeigt das Beispiel, wie unvorteilhaft es ankommt, wenn ein Medienauftritt von sprachlichem Fehlverhalten durchsetzt ist. Ein Coach für Medienrhetorik kann und will die Persönlichkeit eines Hilfesuchenden nicht verbessern. Doch kann er viel dazu beitragen, dass jemand vor Kamera und Mikrofon natürlich und dennoch verständlich und glaubwürdig reden kann. Dazu nutzt er fachgerechtes Videofeedback.

Marcus Knill ist Experte für Medienrhetorik ([www.knill.com](http://www.knill.com)) und analysiert laufend Persönlichkeiten auf der Navigationsplattform für Medien und Kommunikation ([www.rhetorik.ch](http://www.rhetorik.ch)). Er schreibt in unregelmässigen Abständen Kritiken für die «Schaffhauser Nachrichten».

**Über den Wolken** Markus Müller über einen Flugzeugabsturz, eine kleine Meldung in den SN und einen Exitus

## Der zweite Geburtstag eines Schaffhauser Piloten

In der kommerziellen Fliegerei gilt der Grundsatz, dass alle wichtigen Systeme mindestens doppelt und unabhängig voneinander vorhanden sein müssen. Zwei Piloten, zwei Triebwerke, zwei Generatoren – wobei es meist mehr sind – und so weiter. In der Militäraviatik ist das anders. Aber der Militärpilot hat im Notfall Schleudersitz und Fallschirm. Beides gibt es im Linienflugzeug natürlich nicht.

Vor genau fünfzig Jahren war ein Schaffhauser Pilot froh um diesen Schleudersitz. Am 4. November 1965 kollidierten anlässlich eines Patrouillen-Blindflugs zwei Venom-Flugzeuge. Ein Pilot konnte seine Maschine landen. Der andere, Aspirant Fritz Huggler aus Schaffhausen, konnte sich im letzten Moment mit dem Martin-Baker-Schleudersitz aus seiner schwer havarierte flugunfähigen Havilland DH-112 Venom mit der Immatrikulation J-1554 schiessen. Er kam leicht verletzt bei Landquart am Fallschirm zu Boden, während sein Flugzeug am Piz Alun zerschellte.

Sein Bericht war kurz und trocken: The reason was a midair collision during an IFR-formation training. The other aircraft flew through my elevator, which was broken off. (Grund war ein Zusammenstoss in der Luft während eines Blindflugtrainings.



**Markus Müller**  
Linienpilot  
und  
Kantonsrat

Das andere Flugzeug flog durch meinen Schwanz, der wegbrach.) Ziemlich übel und viel Glück gehabt. Allein in jenem Jahr hatte die Schweizer Luftwaffe sieben Abstürze zu verzeichnen, zwei davon tödlich. Ich nehme an, Fritz hat letzte Woche seinen fünfzigsten «Zweitgeburtstag» gefeiert.

Der Unfall hat ihm die Freude am Fliegen aber nicht genommen. Ein Vierteljahrhundert später hat er mich auf DC-10 intensiv in die Afrika-Langstreckenfliegerei eingewiesen, mit Landungen in Libreville, Kinshasa, Brazzaville und Lagos. Später waren wir zusammen im Flottenbüro, er als Chef-pilot, ich als technischer Pilot. Erst kürzlich erzählte er mir übrigens, wie sie auf einem Ferieninselland nach dem Start durch Klopfen im Laderaum aufgeschreckt wurden. Ein Ramparbeiter war nach getaner Arbeit bei grosser Hitze im Laderaum eingeschlafen.

Die Herausforderung war dann, ihn ohne Aufsehen zurückzuschaffen.

**Kommunikation verändert die Fliegerei**

Der Venom-Absturz ist als kleine Notiz in der damaligen SN-Ausgabe zu finden. Heute würde der Pilot von der Presse gelächert. Die Nachricht vom blinden Passagier würde um die ganze Welt gehen. Jedes Vorkommnis, auch technischer Natur, findet heute sofort den Weg in die Öffentlichkeit. Vom Passagier mit Handy fotografiert und sofort auf Facebook gestellt und den einschlägigen Medien zugespielt. Auch aus dem Cockpit sind die Kommunikationsmöglichkeiten viel besser geworden. Die Sprechfunkabdeckung ist besser, es kann telefoniert werden und ein Mailsystem erlaubt schriftliche Kommunikation. Damit ist auch mehr Vertraulichkeit gegeben, wenn es um heikle Themen geht.

Früher hatten wir in vielen Teilen der Welt nur HF-Funk als Verbindung zum Boden. Diese Frequenzen sind heute noch in Gebrauch über dem Atlantik und über Wüstengebieten für Flugverkehrsleitung. HF hat den Vorteil, dass man rund um den Erdball funken kann, allerdings in schlechter Qualität mit grossem Hintergrundrauschen. Die damalige PTT bot der

Schweizer Luft- und Seefahrt einen Service an, um sogenannte Phone Patches herstellen zu können. Man rief die Station Berna über Funk auf, und diese konnte einen dann ins Telefonnetz verbinden. Das war wichtig bei technischen und operationellen Problemen oder auch einmal, um die Ehefrau anzurufen. Es hatte aber den Nachteil, dass die ganze Welt mithören konnte. Vor ein paar Jahren wurde Berna aufgehoben, einen ähnlichen Dienst gibt es noch in Schweden. Wir hatten einen Todesfall auf dem Flug von Miami. Der Kapitän informierte Swissair via diese Station Berna, um die nötigen Formalitäten einzuleiten. Er wollte es besonders gut machen und verstieg sich sogar ins Lateinische. «Mr. X ist exitus um 2231 Uhr GMT an den Koordinaten Y.» Nur schwach verständlich kam zurück: «Wie heisst er, Exitus?» «Nein, er ist exitus.» «Was ist mit Mr. Exitus los?» «Gopferdeckel, de Mischter X isch gestorbe!», machte der Kapitän alles klar.

Selber als Kapitän in einem ähnlichen Fall konnte ich von den modernen Kommunikationsmitteln profitieren und das Ganze ruhig und diskret abwickeln. Auch die Datenübermittlung ist weit fortgeschritten. Nach dem Start in Johannesburg wurden

wir von einem Blitz getroffen. Es hatte weiter keine Folgen, und der Blick auf die Triebwerkinstrumente war beruhigend, denn im ersten Moment hörte man fast nichts mehr. Ein paar Minuten später ratterte der Drucker, und die Techniker in Zürich erkundigten sich nach den Triebwerkdaten vom Hecktriebwerk, sie hätten den Trigger eines kurzen Triebwerksausfalls erhalten. Diese Folge des Blitzschlags wurde digital registriert; für unser Auge war sie auf den Instrumenten nicht wahrnehmbar.

Auch das Verhalten der Crewmitglieder hat sich durch die weltweit praktisch gratis angebotene Kommunikation verändert. Wurde früher im Bus zum Hotel der Flug durchgegangen, hie und da über spezielle Passagiere verhandelt und der Aufenthalt zusammen geplant, so sind heute alle tief im WLAN versunken, das in den Bussen zur Verfügung steht. Nach dem Einchecken verstieben die Meisten in alle Richtungen, die Aktivitäten wurden soeben während der Busfahrt organisiert. Auch das Bild auf den Flugplätzen hat sich verändert. Sassen früher die Rucksacktouristen auf dem Boden, so sind es heute sogar Geschäftsleute, die an irgendeiner Steckdose kauern und ihr Handy oder Tablet aufladen.